

Leseprobe

Walter Satterthwait

Miss Lizzie kehrt zurück

Ich hatte mich vorgebeugt, den Kopf auf beide Arme gelegt, die verschränkt auf dem Tisch ruhten. Als ein Schlüssel im Schloss umgedreht wurde, fuhr ich ruckartig hoch. Meine Augen waren trocken; ich hatte mich längst ausgeweint. Doch meine Nase war noch verstopft und geschwollen. Ich schniefte.

Die Tür ging auf, und Lieutenant Becker trat ein.

Ihm folgte ein jovialer untersetzter Mann in den Fünzigern. Wie Becker trug er einen teuren grauen Anzug, aber einen mit Weste, und auf dem festen runden Bauch der Weste hing eine dicke goldene Kette. Abgesehen von den grauen Koteletten und einigen dünnen grauen Haaren, die über seinen glänzenden rosigen Schädel drapiert waren, war er kahl. Wie um dies wettzumachen, waren seine grauen Augenbrauen buschig und sein grauer Schnurrbart dicht und gestutzt. Seine leicht aufgedunsenen Wangen und die leichte Knollennase wiesen die schnörkeligen Äderchen des starken Trinkers auf. Er grinste mich an, und seine warmen braunen Augen hinter der goldgefassten Brille funkelten vergnügt.

Lieutenant Becker sagte: »Amanda Burton.« Sein Gesicht war noch immer ausdruckslos. »Das ist Polizeipräsident Vandervalk.«

Mr. Vandervalk streckte die pummelige rechte Hand aus. »Hallo, Amanda. Wie geht es dir?«

»Ganz gut, danke.«

»Tut mir leid, dass wir nicht früher kommen konnten, aber hier geht es heute zu wie in einem Tollhaus.« Er wandte sich an Lieutenant Becker.

»Den ganzen Tag auf Achse, was, Lieutenant?« Er wandte sich wieder an mich. Hinter der Brille wanderten die Augenbrauen nach oben. »Brauchst du irgendetwas, können wir dir irgend etwas bringen?«

»Kann ich bitte die Toilette benutzen?«

»Natürlich, natürlich. Komm mit.«

Ich warf einen Blick auf Becker. Er stand mit den Händen in den Hosentaschen da und beobachtete mich.

Draußen vor der Tür, an die Wand gelehnt, die Arme gekreuzt, stand eine hagere Frau mittleren Alters in einer gestärkten schwarzen Uniform. Sie

wirkte ziemlich beängstigend: Ihre Augen waren zusammengekniffen, ihr Mund verbittert; hinten an ihrem dünnen sehnigen Hals war das graue Haar zu einer faustgroßen festen Kugel zusammengepresst.

»Mrs. Hadley«, sagte Mr. Vandervalk, »würden Sie die kleine Amanda rüber zum WC bringen?«

Ohne ein Wort zu sagen führte mich die Frau durch den Flur. Sie roch nach Talkumpuder und scharfem alten Schweiß, und sie klimperte beim Gehen - an ihrem schmalen schwarzen Gürtel war eine kurze Kette mit einem großen Schlüsselring befestigt. Wir kamen an eine Holztür, und sie klopfte an und wartete. Nichts geschah. Sie machte die Tür auf und bedeutete mir, hineinzugehen. Ich trat ein, in den Gestank von altem Zigarrenrauch und abgestandenem Urin.

Es war eine Männertoilette, und ich hatte noch nie eine breite Porzellanrinne wie diese gesehen, die über die gesamte Länge der einen Wand verlief. Ich kam zu dem Schluss, dass ich mich glücklich schätzen würde, nie wieder eine sehen zu müssen.

Bevor ich den Raum verließ, wusch ich mir das Salz vom Gesicht ab und versuchte, das Rot aus meinen Augen zu waschen. Ich blickte mich suchend um. Die Handtücher, die auf den Holzstangen hingen, waren schmutzig, voll schwarzer Streifen. Ich schüttelte die Hände in der Luft und trocknete sie dann, oder versuchte es jedenfalls, hinten an meinem Kleid ab.

Ich schaute auf meine Armbanduhr. Ein Uhr.

Schweigend führte mich Mrs. Hadley zurück zu dem Zimmer, klopfte an die Tür, machte sie auf und sah mich von oben herab an. Ich ging in das Zimmer, und sie zog die Tür hinter mir zu.

Mr. Vandervalk und Lieutenant Becker saßen auf den zwei nebeneinander stehenden Stühlen. Mr. Vandervalk nickte mir zu. »Dann wollen wir mal«, sagte er. »Setz dich einfach da drüben hin, kleines Fräulein, und dann bringen wir die Sache so schnell wie möglich hinter uns, was?«

Ich ging um den Tisch herum und setzte mich auf den einzelnen Stuhl, ihnen gegenüber.

Lieutenant Beckers Hände lagen auf dem Tisch, die Finger ineinander verschränkt. Es waren starke Finger, lang und kräftig. Blonde Haare, wie Borsten aus feinem weißem Draht, bedeckten die blasse Haut zwischen den Knöcheln. Er sah mich wieder an, wie er mich vom ersten Moment an angesehen hatte, ohne auch nur die geringste Spur von Interesse.

Mr. Vandervalk lächelte mir wieder zu. Er rückte an seiner Brille. »Also«, sagte er. »Als allererstes, Amanda, solltest du uns sagen, wo deine Mama und dein Papa derzeit sind.«

»Sie sind in Tibet«, sagte ich.

»In Tibet?« sagte er fröhlich. »Du meine Güte! Was machen sie denn in Tibet?«

»Sie reisen herum. Sie wollten da schon immer hin.«

»Verstehe«, sagte er. »Tja, schön für sie, schön für sie. Reisen bildet, wie ich immer sage. Und weißt du auch, wann sie wieder zurückkommen?«

»Im September oder Oktober. Sie sind lange unterwegs.«

»In der Tat«, sagte er und lächelte wieder. »In der Tat.« Er rückte an seiner Brille. »Also. Sag mal. Hast du noch andere Verwandte?«

»Meinen Bruder. In Boston.«

»Hier in der Stadt, meine ich. Hier in New York.«

»Nein.«

»Nein.« Er nickte. »In Ordnung. Na gut. Vielen Dank.« Er lehnte sich zurück und legte die Hände auf dem Schoß zusammen. Er setzte eine ernste Miene auf. »Und jetzt solltest du uns mal ganz genau erzählen, was passiert ist.«

Es hätte mir nichts eingebracht, darauf hinzuweisen, dass ich meine Geschichte bereits Detective O´Deere erzählt hatte. Lieutenant Becker wusste das, und Mr. Vandervalk vermutlich auch. Die Polizei war immer noch dabei, die letzten I-Tüpfelchen anzubringen.

»Wo soll ich anfangen?« fragte ich ihn.

»Warum fängst du nicht einfach mit gestern Abend an? Du und dein Onkel seid zum Abendessen ausgegangen, wie ich höre.«

Ich schilderte abermals die Ereignisse des Vorabends - Chumley´s, das El Fay, der Cotton Club - und dann die Ereignisse dieses Vormittags.

Weder Mr. Vandervalk noch Becker stellten Fragen. Als ich fertig war, lächelte mich Mr. Vandervalk wieder an. »Sehr gut. Danke, Amanda.« Er wandte sich an Becker. »Lieutenant?« sagte er.

Zum ersten Mal brachte Becker ein Lächeln zustande. Es war knapp und kalt. »Wir haben uns«, sagte er, »mit der Bostoner Polizei in Verbindung gesetzt.«

»Ja?« sagte ich höflich und spürte, wie die Haut auf meinem Rücken zu kribbeln begann, als wäre ein kühler Wind darübergestrichen.

Becker sagte: »Das ist nicht das erste Mal, dass du über eine Leiche stolperst, richtig?«

Ich fragte mich, wer von den Bostoner Polizeibeamten es ihm erzählt hatte. Im Grunde war es egal. Jeder von ihnen konnte Bescheid wissen, und jeder von ihnen konnte Becker davon erzählt haben. Obwohl der Mord außerhalb von Boston begangen worden war, in einem kleinen Ort am Meer, war er in allen Zeitungen der Stadt eine Zeitlang *das* Thema gewesen.

»Ja«, sagte ich. »Das ist richtig.«

»Deine Mutter«, sagte er.

»Meine Stiefmutter«, verbesserte ich ihn.

»Und sie wurde mit einem Beil getötet, richtig?«

»So ist es. Ja.« Ich warf einen Blick auf Mr. Vandervalk. Er saß mit vor der Brust verschränkten Armen da, die Unterlippe vorgeschoben. Er betrachtete mich mit besorgten, zusammengekniffenen Augen.

Becker sagte: »Es wurde nie geklärt, wer es getan hat.«

Ich verbesserte ihn abermals: »Es wurde nie jemand verhaftet.« Am Ende wusste die örtliche Polizei sehr wohl, wer es getan hatte. Aber aus verschiedenen Gründen war die Identität des Mörders geheimgehalten worden.

Ich wandte mich an Mr. Vandervalk, meinen einzigen Verbündeten im Raum, meinen einzigen Verbündeten in ganz New York. »Sie glauben doch nicht etwa, dass *ich* meinen Onkel getötet habe?«

Er lächelte wieder, freundlich und gütig. »Amanda, wir versuchen hier doch nur, die Wahrheit herauszufinden.«

»Aber ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt.«

Becker sagte: »Wirklich ein erstaunlicher Zufall, richtig? Dass eine Person zweimal einen Toten findet. Die beide mit einem Beil getötet wurden.«

»Ich war damals erst dreizehn Jahre alt.«

»Alt genug, um ein Beil zu halten. Alt genug, um es zu benutzen.«

»Ja, aber das habe ich nicht.«

Mr. Vandervalk hielt Becker mit einer leichten Handbewegung zurück. »Hör zu, Amanda. Pass mal auf. Wir sind hier keine Unmenschen. Wir wollen dir doch nur helfen.« Er beugte sich zu mir, ein freundliches Lächeln unter dem Schnurrbart. »Soll ich dir mal was sagen? Ich wette, du hast einen guten Grund gehabt.«

»Was? Wie bitte?«

»Wir können das verstehen«, sagte er. »Glaub mir, wir verstehen das. Wenn dich dein Onkel angefasst hat, wenn er...«

»Angefasst?«

»So was passiert ständig. Wir kennen das. Ein gutaussehendes junges Mädchen wie du. Ein älterer Mann, der allein lebt. Da besteht eine gewisse Anziehung. Eine gegenseitige.«

Ich war unfähig, etwas zu sagen, teils vor Schock, teils aber auch aus Schuldbewusstsein - denn in gewissem Sinn hatte Mr. Vandervalk recht. Gegenseitig oder nicht, es *hatte* eine gewisse Anziehung bestanden. Ich erinnerte mich, wie ich John betrachtet hatte, wenn er mit etwas anderem beschäftigt war, las oder schrieb oder sich eine Revue ansah; erinnerte mich,

wie mein Blick - zögernd, jederzeit bereit, blitzschnell wegzuhuschen - über die klaren, edlen Linien seines Gesichts gewandert war.

»Das ist doch ganz natürlich«, sagte Mr. Vandervalk. »Das lässt sich gar nicht vermeiden. Aber dann, eines Nachts, ist die Sache ein bisschen zu weit gegangen...«

»*Gar nichts* ist zu weit gegangen.« Mein Schuldbewusstsein machte mich schnippisch.

Becker hatte mich durchschaut. Er sagte: »Vielleicht hat er dich ja *nicht* angefasst.« Er lächelte verschlagen. »War es das? Hast du ihn deshalb gehasst? Hast du ihn deshalb umgebracht?«

Ich schüttelte den Kopf, weniger, um diese Unterstellung zu verneinen, sondern um sie abzuschütteln, den Alptraum abzuschütteln, der sich um meine Schultern senkte. »Das ist ... verrückt. Das ist absolut verrückt. Ich habe meinen Onkel nicht gehasst. Ich habe ihn bewundert.«

»Das ist doch ganz normal«, sagte Vandervalk, wieder nickend, ermunternd zu mir. Er lächelte, und plötzlich begriff ich, dass sein Lächeln unecht, sein Verständnis geheuchelt war. Er war genauso überzeugt wie Becker, dass ich für Johns Tod verantwortlich war; oder wollte, aus welchen persönlichen Gründen auch immer, dass es sich so verhielt.

»Natürlich hast du ihn bewundert«, sagte Vandervalk. »Du hast ihn bewundert, du hast ihn geschätzt. Und dann hat er etwas getan, was dir Angst gemacht hat. Etwas, das du ihm nicht verzeihen konntest. Eines Nachts, während du geschlafen hast, kam er zu dir und ...«

»Das stimmt doch überhaupt nicht«, sagte ich. Ich wandte mich an Becker. Er war plötzlich der weniger unangenehme von den beiden geworden. Er war wenigstens unverhohlen feindselig. Ich sagte: »Ich möchte bitte einen Anwalt sprechen. Ich habe das Recht, mit einem Anwalt zu sprechen.« Ich klang ungeheuer ernst, wie ich fand, aber offensichtlich amüsierte ich Lieutenant Becker. »Wo hast du denn *das* her?« fragte er mich.

»Das steht in der Verfassung der Vereinigten Staaten.«

»Ach ja?« sagte er. »Die Verfassung der Vereinigten Staaten - steht da auch was über Minderjährige? Denn genau das bist du, *Kleine*.«

Die Worte wurden in einem so beiläufig verächtlichen Ton ausgesprochen, dass es mir die Sprache verschlug. Meine Kehle war wie zugeschnürt, und ich spürte einen wachsenden Druck hinter den Augen.

Ich blinzelte, schluckte mühsam, holte tief Luft. Ich würde vor diesem Mann nicht weinen. Ich würde vor keinem der beiden Männer weinen.

Vandervalk, der meine Verwundbarkeit gespürt haben musste, beugte sich vor. »Schau, Amanda«, sagte er, und seine Stimme schnurrte vor Aufrichtigkeit, »wir wollen dir doch nur helfen. Glaub mir, kein Gericht der

Welt wird dich verurteilen, wenn es die Wahrheit kennt.«

»Aber das *ist* nicht die Wahrheit!«

Er lehnte sich zurück und schüttelte traurig den Kopf, zutiefst von mir enttäuscht.

Becker versuchte es anders. Er sagte: »Hat dein Onkel die Tür abgeschlossen, als ihr gestern Abend heimgekommen seid?«

»Ja.«

»Wie viele Schlüssel gibt es?«

»Wie bitte?« sagte ich.

»Wie viele Schlüssel es zu der Wohnung gibt.«

»Das weiß ich nicht. Ich bin nicht sicher. Ich hatte einen. Albert hatte einen.«

Becker wandte sich an Vandervalk. »Albert Cooper. Der Butler. Wir haben mit ihm gesprochen, er hat ein Alibi.«

Mir wurde klar, dass ich bis zu diesem Moment noch nie Alberts Nachnamen gehört hatte. Ich fragte mich, wie Becker ihn herausgefunden hatte.

Becker sagte zu mir: »Und der Schlüssel deines Onkels. Der war in seiner Hosentasche. Das macht drei.«

»Es könnte noch mehr geben«, sagte ich. »Jemand anderes könnte letzte Nacht hereingekommen sein. Jeder x-beliebige.«

»Wer?« fragte Becker.

»Das weiß ich nicht. Aber ...«

»Die Tür war zugekettet.«

»Wie bitte?« sagte ich.

»Die Wohnungstür. Als die Beamten ankamen, hörten sie, wie du die Kette aufgemacht hast.«

Ich warf einen Blick auf Vandervalk. Er hatte die Arme verschränkt und den Kopf schiefgelegt.

»Das stimmt«, teilte ich Becker mit, »aber ich hatte sie selbst vorgelegt. Heute morgen. Nachdem ich die Polizei angerufen hatte.«

»Und warum das?«

»Damit ... damit der, der meinen Onkel ... der ihm das angetan hat, nicht hereinkann.«

»Bisschen spät dafür, stimmt's?«

»Ich war nicht ...«

»Weißt du, was Abwehrspuren sind?«

»Nein.« Aber ich wusste, dass er es mir gleich verraten würde.

»Verletzungen an den Händen und Armen. Die auftreten, wenn man zu verhindern versucht, dass einen jemand aufschlitzt. Mit einem Messer. Oder

einem Beil. Dein Onkel hatte keine.«

»Na und?« Die zwei Worte klangen so kindisch, dass ich, als ich mich sie sagen hörte, beinahe zusammengezuckt wäre.

»Und«, sagte Becker und lächelte sein frostiges Lächeln, »das heißt, dass er den Mörder kannte. Er kannte *dich*. Du bist geradewegs zu ihm hingegangen, und er wusste nicht, wie ihm geschah.«

»Moment mal, Moment mal«, sagte ich verzweifelt. »Wie hätte ich mit einem *Beil* in der Hand zu ihm hingehen können?«

»Du hast es versteckt. Hinter deinem Rücken. Vielleicht hast du es in ein Kleidungsstück gewickelt.« Er zuckte die breiten Schultern. »Vielleicht war er auch eingenickt. Es war spät. Vermutlich hatte er gestern Abend ordentlich gebechert.«

»Wenn er eingenickt war«, sagte ich, »hätte ihn *jeder* töten können.«

»Aber sonst war niemand in der Wohnung.«

»Aber es *muss* jemand dagewesen sein!«

»Folgendes ist passiert«, sagte Becker. »Irgendetwas ging zwischen euch beiden vor. Vielleicht *hat* er etwas getan, was er nicht hätte tun dürfen. Wie Mr. Vandervalk sagt, können wir das berücksichtigen. Aber letzte Nacht bist du hergegangen und hast das Beil geholt...«

»Ich wusste ja nicht einmal, dass ein Beil *da war*.«

»In der Vorratskammer hinter der Küche, in der Holzkiste. Das musst du gewusst haben.«

»Ich habe die Holzkiste noch nie gesehen. Ich bin nie in der Vorratskammer *gewesen*. Wir haben kein Holz gebraucht, seit ich hier bin. Es ist *Hochsommer*.« Meine Stimme war schrill, und ich konnte die Panik darin knistern hören. Ich wusste, dass die beiden sie ebenfalls hören konnten, und das erfüllte mich mit Scham.

Ein weiterer verzweifelter Gedanke schoss mir durch den Kopf: »Was ist mit Fingerabdrücken? Sie haben da drin keine Fingerabdrücke von mir gefunden. Das konnten Sie auch gar nicht.«

»Weil du sie abgewischt hast«, sagte er. »Offenbar kennst du dich mit Fingerabdrücken aus. Für ein kleines Mädchen hast du eine Menge Erfahrung.«

Ich blickte von ihm zu Mr. Vandervalk. »Aber das ist verrückt! Ehrlich, ich habe ihn nicht getötet. Ich habe niemanden getötet.«

Mr. Vandervalk löste die verschränkten Arme, beugte sich vor und legte die Hände auf den Tisch. »Jetzt hör mal zu, Amanda«, sagte er in ernstem Ton.

»Wir können dir nicht helfen, wenn du dir nicht selbst hilfst.«

»Aber ich habe ihn nicht getötet!«

Er lächelte traurig. »Schätzchen«, sagte er, »gib's doch zu. Tu es dir zuliebe.

Du brauchst uns ja nur zu schildern, wie sich alles abgespielt hat. Wie dich dein Onkel ... angefasst hat. Dass dich das verstört hat. Das ist doch ganz normal. Es hat dir Angst gemacht. Und du warst ganz allein in der großen Stadt. Du hattest keinen, zu dem du gehen konntest, keinen Menschen, mit dem du reden konntest. Und darum hast du letzte Nacht ...«

»Aber das ist nicht *wahr!*«

»Bald ist alles vorbei, Amanda. Wir können dich hier rausholen. Dir was Schönes zu essen bringen, was? Dir ein schönes bequemes Plätzchen besorgen, wo du bleiben kannst.«

Die Vorstellung, dass ich meinen Onkel wegen einer Mahlzeit verraten sollte, war so ungeheuerlich, dass ich mich auf meinem Stuhl zurückwarf.

»Nein«, sagte ich. Ich verschränkte die Arme und drückte sie fest an die Brust. »Nein. Mein Onkel war ein anständiger Mensch. Er hat nicht getan, was Sie da sagen.«

Ich reckte trotzig das Kinn vor, eine Geste, die selbst mir schwach erschien. Aber mehr hatte ich nicht aufzubieten. »Und ich habe ihn nicht getötet«, sagte ich.

Er sah mich einen Moment an. Dann schüttelte er seufzend den Kopf. Er wandte sich an Becker. »Sagen Sie Mrs. Hadley, sie soll sie nach unten bringen.«